



Treffen der Jean Gebser Gesellschaft, 7. März 2026, im Träffer, Schosshalde, Bern

Von Eva Johner, Bern

... wenn ein neuer Geist sie bewohnt

Fünf Personen sassen an diesem frühlingshaften Märztag vor dem eher spärlichen Publikum, das aber umso interessierter den Ausführungen der Podiumsteilnehmenden lauschte – ein Podium, das sich aus drei unterschiedlichen Generationen zusammensetzte. Zur eher älteren Generation gehörten Rudolf Hämmerli, Präsident der Jean Gebser Gesellschaft und Dorothea Frank, Sprachwissenschaftlerin, die beide schon des Öfteren an Treffen aufgetreten sind. Organisiert und umsichtig moderiert wurde der Anlass von Markus Blaser, Künstler und Pfarrer, Vorstandsmitglied der JGG. Und als Vertretende der jungen Generation zeichneten Vera Blaser, Studentin Kunstgeschichte und Gender Studies, Kulturschaffende, und Noah Kohlbrenner, Künstler und Grafiker, beide aus Basel.

Während beim letzten Treffen der „Sprachkompass“ im Mittelpunkt stand, der als Vehikel zur Vertiefung des Sprachbewusstseins zu mehr Bewusstsein im Alltag und politischer Verantwortung führen möchte, so gilt es in diesem Treffen auszuloten, wie wir über Neues, das sich am Horizont abzeichnet, überhaupt sprechen können. Wie finden wir dazu die Worte, wenn es sie eigentlich noch gar nicht gibt? Und wie lassen sich Denkweisen von jüngeren Menschen erkunden und mit den Ideen von Jean Gebser verbinden? In seiner Einführung zitiert Markus Blaser eine Stelle aus Ingeborg Bachmanns „Frankfurter Vorlesungen, Probleme zeitgenössischer Dichtung“, die, wie mir scheint, das Problem auf den Punkt bringt:

«Mit einer neuen Sprache wird der Wirklichkeit immer dort begegnet, wo ein moralischer, erkenntnishafter *Ruck* geschieht, und nicht, wo man versucht, die Sprache an sich neu zu machen, als könnte die Sprache selber die Erkenntnis eintreiben und die Erfahrung kundtun, die man nie gehabt hat. Wo nur mit ihr hantiert wird, damit sie sich neuartig anfühlt, rächt sie sich bald und entlarvt die Absicht.

Eine neue Sprache muss eine neue Gangart haben, und diese Gangart hat sie nur, wenn ein neuer Geist sie bewohnt.»

Zur Strukturierung des Gesprächs liest Rudolf Hämmerli im Laufe der Diskussion immer wieder Zitate von Jean Gebser vor, die sich mit Sprachaspekten beschäftigen.

Was im Moment geleistet werden könnte? Nur Pionierarbeit, das notwendige Aufräumen mit alten Vorstellungen, Begriffen, Meinungen, die einmal ihre Gültigkeit hatten, die wir aber mitschleppen wie ein Baum einzelne trockene Blätter noch bis Frühjahr an sich duldet. (JGR, Bd. 4, S. 192f.)

Vera Blaser beschreibt am praktischen Beispiel, an einem ihrer Projekte, wie sich für sie dieses Aufräumen gestaltet. Seit drei Jahren führt sie zusammen mit weiteren Menschen ein „Festival?“ oder eher ein „Sommerlager?“ – sie nennen es vorläufig nur „settimana“ – durch. Etwa 30 bis 50 Menschen kommen an einem Ort zusammen, den sie – das ist ihre Ausgangslage - ausgesucht hat. Alle bringen einen „Workshop“ mit: Es sind Dinge und Fähigkeiten, die sie den anderen beibringen können – eine

Hütte bauen, spielen, malen, bewegen, ein Buch binden. Alle lernen gegenseitig voneinander, alle Teilnehmenden gestalten den Anlass mit; kochen, einkaufen und putzen sind Gemeinschaftsarbeiten, ungeplant. Es ist kein abgehobenes Tun, es bleibt geerdet, denn eine zentrale Frage bleibt auch immer: Mit wie wenig Geld können wir eine gemeinsame Woche organisieren?

Was sind die einzelnen trockenen Blätter, die sie immer noch mitschleppen? Auf diese Nachfrage verweist Vera Blaser auf die Versuchung, immer noch viel zu viel zu organisieren: Im Laufe der „settimana“ hat sie gemerkt, dass es das gar nicht braucht, dass man nicht alles bieten und die Teilnehmenden in die Rolle der Konsumierenden kommen lassen muss. Als Pionierarbeit sieht sie das Probieren: Wie machen wir es mit dem Geld? Wieviel braucht es? Was können wir tauschen, was teilen? Und wichtig ebenfalls: Kein Plan! Flexibel bleiben!

Jedes kategoriale System ist ein ideelles Ordnungsschema, durch welches reale Erscheinungstatsachen fixiert und absolutiert werden; damit ist es ein dreidimensionales Gerüst und hat statischen und räumlichen Charakter. Kategoriale Systeme reichen zu einer Weltbewältigung nur aus innerhalb der dreidimensionalen Weltvorstellung und Begriffswelt. Man wird sich deshalb daran gewöhnen müssen, auch akategoriale Elemente anzuerkennen.

Eine akategoriale Grösse par excellence ist die „Zeit“ als Intensität. [...] Wir werden keinen Schritt in der Bewältigung der Aufgaben, die unserer Epoche gestellt sind, vorwärtskommen, bringen wir nicht den Mut auf, die bloss räumlich konzipierten Systeme dreidimensionaler Art zu überwinden. Das heisst nicht, sie abschaffen; aber es heisst, sie auf die ihnen eigenen Grössen und Extensitäten zu reduzieren. (JGR, Bd. 1, S.446)

Wie Vera Blaser so versucht sich auch Noah Kohlbrenner von Organisation und Planung zu lösen – auf die Frage nach dem Entstehen seiner Bilder antwortet er: „Also, ich fange irgendwo an und höre irgendwo auf.“ Aber das Thema, das sich durch seine Bilder zieht, ist das Geschichten erzählen. Als gebürtiger Walliser beschäftigt er sich mit den Sagentraditionen seiner Heimat und bereitet die Erzählungen in seinen Bildern neu auf. Dabei fließen ganz neue Elemente in die Darstellung ein: So zum Beispiel ist der „Gratzug“, die Wanderung der Seelen der Verstorbenen, verknüpft mit dem Motiv einer neuzeitlichen Modeschau. Gute Geschichten sind nie auserzählt, meint er in Anlehnung an Walter Benjamin, und seine Kritik an der heutigen Wissenschaft ist, dass sie zwar viele empirische Daten liefert, aber keine Geschichten. Das hat seiner Meinung nach zur Folge, dass man, trotz vielem Wissen, nicht ins Handeln kommen kann. Eine Geschichte aber, verknüpft mit Räumen, Kulturen und zeitgenössischen Phänomenen, hat das Potenzial, neue Bewusstseinstüren auf- und Handlungsmöglichkeiten anzustossen.

Die Wörter und Begriffe unserer Sprache sind weitgehend der perspektivischen Welt gemäss fixiert. Freilich versucht [...] zumindest die dichterische Sprache sich bereits dem Neuen, das Gestalt gewinnen will, anzupassen. Aber es handelt sich dabei nur um erste Ansätze, die ausserdem bisher zumeist unbeachtet blieben. Wir bemühten uns, diese sprachliche Schwierigkeit zu überwinden, indem wir eine Auflockerung der Wörter anstrebten und nicht nur ihren heutigen perspektivisch fixierten begrifflichen Ausdruckswert in Rechnung stellten, sondern uns auf ihren Ganzheitscharakter bezogen. (JGR, Bd.1, S. 229)

Für Dorothea Franck ist die Sprache etwas durch und durch Widersprüchliches. In ihrem Bemühen, eine ökologische Sprache zu denken, greift sie auf Gedanken von Wilhelm von Humboldt zurück. Für ihn ist Sprache etwas Organisches, sie ist zugleich fest und flüssig, Licht und Wärme, immer in einer verletzlichen veränderlichen Balance. Für die Vielschichtigkeit der Bedeutung braucht sie das Bild des Brokats: Wie bei diesem Stoff, bei dieser Weberei, wo mal der eine farbige Faden unten, dann wiederum

oben ist, so ist auch in der Sprache immer Vieles gleichzeitig da – wie die Bewusstseinschichten, von denen Jean Gebser spricht –, auch wenn wir uns häufig nur auf eine Bedeutung fixieren. Was wir sehen oder hören, liegt nicht nur an der linearen Form des Textes, es kommt auch auf uns, die Lesenden oder Hörenden an. Jede Verständigung ist eine gemeinsame Produktion von Sprecher und Hörer und dem gegebenen Kontext. Auch wenn wir uns verstehen, verstehen wir nie genau das Gleiche. Wir müssen das Gemeinsame immer wieder neu suchen.

Dorothea Franck ist fasziniert von der „inneren Seite“ der Sprache. Sie fragt: Wo kommen eigentlich meine Gedanken her? Und sie ist überzeugt: Die Sprache hat schon gearbeitet, bevor ich sie zu meiner Sprache mache. In der Poesie wird die Mehrdeutigkeit der Sprache am offensichtlichsten, hier spielt man mit Vieldeutigkeit und Auflösung von Grenzen. Diese Flexibilität wird in Phasen des Umbruchs gebraucht, was aber nicht „everything goes“ bedeutet. Es ist diese Flexibilität und Offenheit, warum die Kreativität der poetischen Sprache am ehesten geeignet ist für die "Pionierarbeit" bei einem Epochenbruch, wie er oben angedeutet wurde.

Vera Blaser sieht im Ganzheitscharakter, den Dorothea Franck angesprochen hat, eine Parallele zu ihren Projekten, wo es ganz stark darum geht, das Kollektive zu betonen: Die Gruppe arbeitet zusammen, im Bewusstsein der Verbundenheit und der gegenseitigen Abhängigkeit. Der einsame Held ist out – ein grosses Bemühen ist da, von der Betonung des Individuums wegzukommen. Noah Kohlbrenner greift die Nicht-Beliebigkeit der Kunst auf – für ihn kommt das im Leitmotiv „auf den Punkt malen“ zum Ausdruck. Es ist oft die Mehrschichtigkeit, die als Einfachheit daher kommt, die fasziniert.

Alle Dinge, alles, was man aussagt, ist stets nur bedingt richtig. Aber es kommt darauf an, es trotz des Lächelns, das innen darüber aufsteht, zu sagen; und es wird gut gesagt sein, wenn von diesem Lächeln auch etwas in die Sätze fällt. Es braucht dies nicht immer gleich das schroffe: „aber“ zu sein, oder ein „wenn“ oder ein „denn“. Es genügt meist die Wortstellung, die den Satz nachdenklicher gehen lassen kann oder ein Semikolon, oder wenn es viel ist ein „so“, welches das Begonnene vorsichtiger weiterführt. (JGR, Bd.4, S. 165)

Rudolf Hämmerli beschreibt ein Gespräch mit Jean Gebser, in dem dieser ganz offensichtlich nicht auf seine Frage, sondern auf ihn als Person geantwortet hat – eben, eine Antwort muss nicht nur richtig sein, sondern ebenso stimmen. Und auch Stille muss in einem Gespräch anwesend sein. Rudolf zitiert aus einer Rede zum Lob der Stille von Ralf Rothmann: „Man muss absehen von der Sprache, damit die Welt wieder zu einem spricht. In der Stille offenbart sich am deutlichsten die Stimme der Vollkommenheit.“ Sich der Stille zu überlassen führt zu Weite und Offenheit.

In der anschliessenden Diskussion mit dem Publikum wird auch das Thema „Zeit“ aufgegriffen. Dabei wird deutlich, dass Zeit als Intensität ganz stark in den beschriebenen Prozessen und Bildern wirkt:

- beim gemeinsamen Durchgehen durch einen Prozess, im Erleben der Resonanz
- beim Malen auf den Punkt: der magische Moment, das stimmige Erleben; etwas machen und alles andere vergessen
- beim Brokat, dieser Gleichzeitigkeit des Ganzen.

Deshalb der Appell: Lasst uns ausbrechen aus der Eins-Zwei-Drei-Zeit! Lasst uns die Intelligenz von Kontext und Kollektiv erfahren! Notwendig ist dazu nur Vertrauen! Das könnte zur neuen Gangart der Sprache führen, der neue Geist in der Sprache sein.